SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Warum Glück nicht glücklich macht - Thesen zu einer Anthropologie des Glücks

Zirfas, Jörg

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Zirfas, J. (2012). Warum Glück nicht glücklich macht - Thesen zu einer Anthropologie des Glücks. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, *36*(1), 63-83. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-55973-5

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Psychologie & Gesellschaftskritik, 36 (1), 63-83.

Jörg Zirfas

Warum Glück nicht glücklich macht

Thesen zu einer Anthropologie des Glücks

Der Beitrag diskutiert aus einer historisch-anthropologischen Perspektive einige fundamentale Bestimmungen des menschlichen Glücks: dass das Glücks als ein bzw. das Ziel menschlichen Lebens gelten muss, dass Menschen Bilder eines gelingenden Lebens brauchen, dass Glück nur in unterschiedlichen Vorstellungen existiert, dass wir es beim menschlichen Glück mit einem befristeten Phänomen zu tun haben und dass schließlich Glück immer Glück im Unglück ist. Am Ende des Beitrages sollen aus diesen Theorien einige praktische Schlussfolgerungen gezogen werden. Dabei soll vor allem deutlich werden, dass das Unglück konstitutiv ist für das Glück. Insofern sollte man nicht nur einen pursuit of happiness, sondern auch einen pursuit of unhappiness fordern.

Schlüsselbegriffe: Anthropologie, Bild, Praxis, Unglück, Zeit

Einleitung

Zunächst lässt sich sagen: Der Mensch macht es sich nicht einfach mit dem Glück. Seit über 2000 Jahren dauert die Debatte darüber an, was als menschliches Glück zu verstehen und wie es zu erlangen ist. Gerade in der jüngsten Zeit erleben die Frage nach dem Glück und die Glücksforschung wiederum einen enormen Auftrieb. Das hat u. a. damit zu tun, dass in einer säkularisierten Moderne Glück und Heil immer weniger vom Jenseits und immer mehr im Diesseits erwartet und eingeklagt werden. Wenn sich aber Glück in einer beschränkten Lebenszeit zu verwirklichen hat, dann sollten verlässliche Parameter dafür angegeben werden können, wie Glück in der Endlichkeit geschaffen, stabilisiert oder auch perfektioniert werden kann (vgl. Bellebaum, 2002).

Man kann aber noch eine andere These verfolgen: Der Mensch hat es nicht einfach mit dem Glück, weil das Glück es selbst dem Menschen nicht einfach macht. Denn das Glück ist für den Menschen zu anspruchsvoll: *So zielt das ideale, als regulatives Ziel menschlichen Lebens verstandene Glück auf Glücklichsein und nicht auf Glückhaben: Glück-*

lichsein beinhaltet die Positivität, Vollständigkeit, Dauerhaftigkeit, Intensität und objektive Begründungsfähigkeit eines idealen menschlichen Zustandes. Und die Frage wird sein, ob und inwieweit ein solches Glück menschenmöglich ist (vgl. Tatarkiewicz, 1984).

Im Folgenden wird Glücksforschung mit Blick auf den modernen Menschen aus der Sicht einer *historischen* Anthropologie betrieben. Diese unternimmt den Versuch, die Geschichtlichkeit ihrer Perspektiven und Methoden und die Geschichtlichkeit ihres Gegenstandes aufeinander zu beziehen und sie ist in diesem Sinne weder auf bestimmte kulturelle Räume, noch auf einzelne Epochen beschränkt. Bezogen auf das menschliche Glück bedeutet diese Forschungsperspektive, dass man das Glück relativieren muss bezüglich historischer, soziokultureller Räume und wissenschaftlicher Zugangsweisen. In diesem Sinne wird das menschliche Glück im Folgenden aus der modernen Perspektive rekonstruiert. Aus dieser versteht man wiederum unter Glück nicht primär – wie in der Antike – den Zustand der Seelenruhe, sondern eher eine aktiv zu bewältigende Aufgabe (vgl. Thomä, 2003).

Vor diesem Hintergrund sollen einige klassische anthropologische Theorien des Glücks rekonstruiert und diskutiert werden. Und zwar geht es um die Thesen: Menschliches Glück ist...

1. ein/das Ziel menschlichen Lebens; 2. ein Bild des gelingenden Lebens; 3. nur im Plural vorhanden; 4. befristetes Glück; 5. Glück im Unglück (vgl. Bien, 1978). Am Ende des Beitrages sollen aus diesen Theorien einige praktische Schlussfolgerungen gezogen werden.

Glück als Ziel menschlichen Strebens

Alle Menschen streben nach Glück. Dieser Satz gilt auch dann, wenn man sagt, dass der Mensch vor allem nicht unglücklich sein wolle. Die Evidenz dieser Aussage, dass alle Menschen nach Glück streben, speist sich daraus, dass es sinnlos erscheint zu fragen, warum man nicht glücklich werden will; genauso wie man keine plausible Antwort auf die Frage finden kann: Warum man keine Schmerzen haben möchte? Gibt es für

diese Fragen eine Begründung? Wäre diese überhaupt notwendig? Der Mensch ist also glücksbedürftig – ist er aber auch glücksfähig?

Die Kardinalfrage scheint nämlich zu sein, ob der Mensch letztlich nur glücklich werden will? Wie steht es um das Modell des ›wunschlos Glücklichen‹? Stellen wir uns kurz folgende Szenarien vor: Man würde ein Leben als Drogenabhängiger leben, dem es an Stoff nie mangelt, oder ein Leben als euphorischer Wahnsinniger führen; oder man wäre ein Bürger der *Schönen neuen Welt* (Huxley, 1983), stetig mit der Glücksdroge Soma versorgt, oder man lässt sich an eine Lustmaschine anschließen, die einen stetig mit den entsprechenden Glücksgefühlen versorgt. Warum würde man sich wohl *nicht* für diese Lebensformen entscheiden? Warum würde man ein solches Leben dem unter eudämologischen Bilanzkriterien wahrscheinlich wesentlich schlechter abschneidenden ›normalen‹ Leben *nicht* vorziehen? Im Grunde erscheint das wunschlose Glück als ein Paradox, insofern es den Wunsch äußert, nicht mehr wünschen zu können. Hätte man in diesem Zustand noch Wünsche, so könnten sie lediglich in einem Verlust des vollkommenen Glücks bestehen.

Wahrscheinlich wollen die Menschen eigentlich etwas anderes als vollkommene Befriedigung oder Lust bzw. wunschloses Glücklichsein, nämlich lediglich die *Möglichkeit* zum Glücklichsein. Diese Möglichkeit bedeutet aber immer auch die Möglichkeit des Unglücklichseins und des scheiternden Lebens. So können gerade die ausschließliche Fixierung und die übertriebene Hoffnung auf das gelingende Leben zu seinem Scheitern führen (vgl. Zirfas, 2008). Allerdings setzt die Frage nach dem wunschlosen Glück voraus, dass man weiß, was man wirklich will – aber, wer weiß das schon?

Das menschliche Glück ist ein Bild

Im *Deutschen Hygiene Museum* lief vom 6. März bis zum 2. November 2008 eine Ausstellung mit dem Titel *Glück – Welches Glück*. Thema war das Streben nach dem Glück als eine Grundkonstante des Menschseins und als 2000-jähriges Thema der Philosophie als Frage nach dem gelingenden Leben. Gegliedert war sie in sieben Facetten des Glücks, szeno-

grafische Bilder, die der afrikanische Künstler Meschac Gaba für die sieben Räume und sieben Facetten des Glücks entworfen hat: *Liebe*: Spiritualität – Utopie; *Restaurant*: Genuss – Verteilung – Migration; *Sport*: Moderne Helden – Kick & Flow; *Neuronen*: Regionen und Substanzen – Glück auf Rezept; *Musik*: Singen – Musik hören; *Körper*: Schönheit – Unsterblichkeit; *Fortuna*: Unglück – Berechenbarkeit – Zufall – Intuition. Schon über diese Auswahl lässt sich trefflich diskutieren; doch vielleicht ist es noch interessanter sich zu fragen, welche Glücksbereiche in der Ausstellung fehlen (vgl. Hentschel & Staupe, 2008).

Der Mensch, so viel steht fest, braucht Bilder, um sich mit deren Hilfe seiner selbst zu vergewissern. Denn Bilder sagen uns, wer wir sind, und auch, was Glück ist, und wie wir es sehen. Wäre uns alles, wir selbst eingeschlossen, unmittelbar verständlich, so hätten wir keine Bilder nötig. In diesem Sinne sind Bilder schon Indizien dafür, dass wir als Erkennende vielleicht nicht restlos glücklich werden können, denn Bilder signalisieren immer einen Riss zwischen uns und der Wirklichkeit, der sich nicht überbrücken lässt.

Auch in früheren Zeiten wird Glück durch Bilder und Symbole repräsentiert: Kairos, der glückliche Augenblick, wird im Bild eines flüchtenden Läufers mit einem Haarschopf dargestellt und die Glücksgöttin Fortuna mit dem Füllhorn. Das Paradies der Christen oder auch die utopischen Entwürfe der Gesellschaftstheoretiker von Thomas Morus bis hin zu den Kommunitariern unserer Tage entwerfen uns alltagsbezogene, religiöse oder auch politisch-gesellschaftliche Bilder des Glücks. In der Moderne wird Glück in der Glücksindustrie vorgefertigt. Jede Woche erleben wir im Fernsehen Bilder des Glücks in Form von Filmen, Shows, Werbung und Ratgebern: Glücksspiralen, -lotterien, -symbole, Ikonen und Ikonographien des Glücklichseins. Sie werden fixiert, massenhaft verbreitet und als Lern- und Lebenshilfen propagiert. Wer etwas über die Bilder des Glücks erfahren möchte, wird im Fernsehen fündig. Die moderne Kultur – zentral: die Medien – produziert *Kulissen des Glücks* (Schulze, 1999): Projektionsflächen für Gefühle, Wünsche und Sehnsüchte. Sie gestaltet dadurch Glücksvorstellungen, -atmosphären und -empfindungen: kurz das Innenleben, die Imaginationen, der Menschen.

In den modernen Erlebnisgesellschaften wird Glück mithin medial nicht mehr erwartet, sondern hergestellt. Die Menschen erscheinen süchtig nach glücklichen Bildern. Wer das Heil nicht mehr im Jenseits erwartet, der ist auf ein Diesseitsglück verwiesen. Dieses Glück ist nicht, wie das alte antike und mittelalterliche Glück final, d. h. auf einen vollkommenen menschlichen oder göttlichen Zustand bezogen, sondern komparativ: Vom modernen Glück kann es immer noch ›etwas mehr sein‹; das macht unzufrieden. Modernes Glück ist auch nicht mehr innerlich, sondern performativ, es muss dargestellt werden; das macht das Glückserleben nicht einfacher, weil auch die (potenziellen) Zuschauer ins Spiel kommen. Die mediale Glücksindustrie verfolgt die Strategien der Standardisierung, Ökonomisierung und Theatralisierung des Glücks: *Be happy and show it*! Glück muss anderen gezeigt werden. Denn Glück, auch das wird hier deutlich, ist ein relatives Phänomen; es lebt von einem Abstand zum eigenen und fremden, nicht so glücklichen Leben. Das macht manchmal einsam. Und weil das Glück so flüchtig ist, brauchen wir fixierende Bilder, die für uns das Glück einfangen. Das Medienglück propagiert das aktive, das äußerliche, das steigerbare und regelmäßige Glück und somit die Unbeschränktheit von Glücksgütern. Aber wollen wir diese Form des Glücks? Und werden wir dabei als Glückskonsumenten nicht in unseren Wünschen und Vorstellungen massiv manipuliert?

Menschliches Glück ist Glück im Plural

Für die Moderne gilt wohl, dass die Subjekte mehr oder weniger selbst ihre Bewertungen des Glücks vornehmen und darüber entscheiden, wann und inwiefern sie sich glücklich fühlen wollen und können. Glück als dauerhaftes Glücklichsein ist in der Moderne daran geknüpft, dass Menschen ihre zentralen Lebensziele erreicht haben, wenn ihre wichtigsten Wünsche in Erfüllung gingen und wenn sich die Erwartungen auf positive Ereignisse verwirklichen ließen. In all diesen Fällen spielen soziokulturelle, aber vor allem auch subjektiv-biographische Bewertungsprozesse eine entscheidende Rolle. Denn jedes Individuum bewertet sein aktuelles Glücksempfinden wie sein momentanes umfassenderes Glücklichsein im-

mer auch im Kontext seiner Lebens- und Lerngeschichte, so dass sich etwa das Glücksgefühl eines Augenblicks individuell nur sehr schwer vorhersagen lässt. Selbst objektiv erscheinende Glücksfälle wie der Gewinn in einer Lotterie lösen nicht bei jedem Menschen ein Glücksempfinden aus, auch dann nicht, wenn er viele Jahre vergeblich zu gewinnen versuchte (vgl. Körner, 2008). Glück ist vor dem Hintergrund einer subjektiven Bewertung in der Moderne plural geworden. Glück ist damit aber auch vergleichbar geworden. Anders und negativ formuliert: Der Vergleich ist der Tod des Glücks.

In diesem Sinne sollen nunmehr verschiedene Glücksmodelle zur Sprache kommen.

Glück als Zufall, Geschenk, Geschick

Philosophen wie Theologen haben Glück zunächst als positiven Zufall oder als günstiges Schicksal verstanden und damit angedeutet, dass das gelingende menschliche Leben nicht vom Menschen selbst anhängig ist, sondern von äußeren Umständen, passenden Konstellationen oder von der Gnade Gottes. Das gelingende Leben kann der Mensch kaum selbst herbeiführen, sondern es ergibt sich. Noch heute – und vielleicht heute immer mehr – hoffen Menschen auf dieses Glück, etwa beim Lottogewinn, der sich zufälligerweise aus der richtigen Konstellation der Zahlen ergibt, oder auch beim Glück in der Liebe, das einem unversehens über den Weg läuft.

Bei genauerem Hinsehen kann man zwei Formen unterscheiden: Glück beim Eintreten des Zufalls oder Glück beim Ausbleiben des Zufalls:

Glück beim Eintreten des Zufalls wird oftmals mit einer schicksalhaften Begegnung in Verbindung gebracht. Paradigma ist hier die Liebesbegegnung. Wenn einem das Glück in Form der Liebe begegnet, so wird oftmals ein recht umfassender Glücksbegriff impliziert, der die Selbstliebe ebenso tangiert wie die Liebe zum anderen, und der auch noch die Momente einer sexuellen, sozio-moralischen und gelegentlich sogar einer religiösen Liebe umfasst.

Bezogen auf die zweite Variante kann man den Glücksspieler betrachten, von dem man, wie von keinem anderen, vermuten könnte, dass er

sich auf den Zufall verlässt, um sein Glück zu machen. Nun glaubt aber der Glücksspieler eben nicht an den Zufall, sondern an sein Glück als eine Art Zeichen von Auserwähltsein. Der Spieler sucht das Glück; er möchte es mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen erzwingen, möchte die fatalen Verkettungen des Zufalls auflösen, um der auserwählte Glückliche zu sein. Demnach ermöglicht erst das Spiel das Außer-Kraft-Setzen von Zufall und Schicksal, und somit Glück. Glück vom Zufall abhängig zu machen, macht aber nicht glücklich, deshalb setzt man auch auf das Glück als Lust.

Glück als Erlebnis, Lustgefühl, Freude, Flow

Glück lässt sich auch mit einem bestimmten Gefühl in Verbindung bringen. Ich fühle mich glücklich, weil meine bewussten und auch meine unbewussten Wünsche auf einmal in Erfüllung gegangen sind. Das Leben wird im Augenblick als gelungen erfahren, weil man sich geborgen, sicher, befriedigt und ›wunschlos‹ glücklich fühlt. Auch hierbei lassen sich idealtypisch zwei Modelle unterscheiden: das Glücksempfindungen im Denken, in der Theorie und dann das Glücksgefühl als Lustgefühl:

Spricht man vom »Glückhaben« und meint damit nicht das Glücksgefühl, das häufig als Lust verstanden wird, so orientiert sich die philosophische Tradition zunächst und zumeist an den Theorien der Reflexion und der Vorstellung. Man könnte sagen, es gibt eine alte philosophische Hoffnung, die darin besteht, dem komplizierten Leben zu entfliehen und ins reine Denken zu entkommen, in dem sich die chaotische Welt wunderbar ordnen lässt. Man weiß, dass dies nicht so einfach ist, doch wird immer wieder darauf hingewiesen, dass ein theoretischer Überblick über die Welt oder auch das Bild Gottes (*visio dei*), ja sogar das Ausmalen von Schlaraffenländern und Utopien beglücken kann. Glück haben heißt (es) sehen, (es) erkennen, (es) sich einbilden. Dabei ist oftmals weniger der Gegenstand des Sehens beglückend, denn das Sehen selbst. Arthur Schopenhauer ist ein prominenter Vertreter derjenigen, die der Meinung sind, dass man nur glücklich sein kann, wenn man in der Welt der Vorstellung lebt. Im April 1811 sagt Schopenhauer zu Chr. M. Wieland: »Das Leben ist eine mißliche Sache, ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen,

über dasselbe nachzudenken« (Schopenhauer, 1971, S. 22). Die Wahrnehmungen des Lebens sind deshalb schön und beglücken, weil sie in der Distanz zum wirklichen Leben gewonnen werden, in dem man – nach Schopenhauer – ohnehin nur unglücklich werden kann. Sie beglücken, weil sie Freiheit erfahrbar werden lassen, Freiheit *von* der eigenen unmittelbaren Bedürftigkeit und Freiheit *zum* eigenen Entwurf von Selbst und Welt. Doch ist der Zusammenhang von Glück und Kontemplation nicht so eindeutig, wie er zunächst erscheint. Denn man kann sich durchaus fragen, ob es vom Glück eine Vorstellung gibt und ob das Glück reduziert werden kann auf das Sehen des Glücklichen.

Versteht man unter Glück ein Lustgefühl, dann wird oftmals das Modell einer mehr oder weniger großen Befriedigungssituation angesprochen. Hierbei steht oftmals das hedonistische Modell von Epikur Pate. Lust meint nach ihm aber nicht Zügellosigkeit und Libertinage, sondern regelgeleitete Begierden, vernünftige Genussfähigkeit sowie souveräne Weltorientierung. Der epikureisch Glückliche ist derjenige, der souverän mit seinen Lüsten, aber auch mit den Ängsten und Sorgen des Alltags umgehen kann, um so zu einer Lust ohne Risiken und Nebenwirkungen zu gelangen.

> Ich habe vernommen, dass dich der Kitzel in deinem Fleische übermäßig zum Geschlechtsverkehr treibt. Folge ihm, wie du magst, aber sorge dafür, dass du dabei die Gesetze nicht übertrittst, nicht den Anstand verletzt, keinen dir nahe stehenden Menschen kränkst, deine Gesundheit nicht zerrüttest und dein Vermögen nicht vergeudest. Es ist jedoch schwer, sich nicht wenigstens in eine der genannten Schwierigkeiten zu verstricken. Denn der Liebesgenuss bringt keinen Nutzen, man kann sogar froh sein, wenn er nicht schadet (Epikur, 1973, S. 70).

Dabei hat Epikur nicht jedwede Lust, sondern nur, wenn man so will, die kultivierte Lust vor Augen. Es liegt nahe, dass sich eine Philosophie, die Lust als Lebensweisheit propagiert, mit der Maßlosigkeit und Unstillbarkeit der Begierden auseinandersetzen muss. Die Grenzenlosigkeit der Begierden (*pleonexia*) verhindert einen souveränen Umgang mit sich selbst.

Anders formuliert: Epikur muss die Lüste mit einem Maß versehen; er behauptet demgemäß, dass es ein Höchstmaß an Lust geben muss, das einem maximalen Sättigungszustand (*pleroma*) des Glücks entspricht. Lust bezieht sich also nicht auf die Lust einer Begierde, die einen Zustand der Bedürfnislosigkeit aufheben möchte, sondern auf die Lust der Befriedigung, auf eine gleichförmige und ruhige Lust, die nach dem Verschwinden der Unlust eintritt. Der Hedonist ist der asketisch Selbstgenügsame (*autarkeia*). Doch möchte man diese Lebensform in der Moderne als glücklich bezeichnen?

Glück als Haltung, Tugend, Tätigkeit

Gibt es einen Zusammenhang von Glück, Tugend und Moral – wie Aristoteles oder Seneca behaupten? Welche Techniken und Praktiken führen zum glücklichen Leben? Aufgrund der durchaus unsicheren Perspektiven auf das Schicksal und auf die von vielerlei zufälligen Bedingungen abhängigen Realisierungsmöglichkeiten des Handelns und der Lust, gibt es seit der Antike eine starke Tendenz, die Bedingungen der Möglichkeit des Glücklichseins in den Tugenden zu verankern.

Unter Tugenden lassen sich Fähigkeiten und Fertigkeiten verstehen, deren Zusammenspiel ein befriedigendes menschliches Leben garantiert, oder auch Verhaltensdispositionen, die die eigene Befindlichkeit, das soziale Umfeld und die unberechenbaren Zufälle so austarieren können, dass man das Leben meistern und bejahen kann. Wichtige Tugenden sind die antiken, klassischen Tugenden: Weisheit, Besonnenheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit oder die christlichen Tugenden: Glaube, Liebe und Hoffnung. In der Neuzeit kamen bürgerliche Tugenden: Ordnung, Sparsamkeit, Reinlichkeit, Fleiß, Anständigkeit etc., oder auch individuelle Tugenden wie: Bescheidenheit, Gelassenheit, Feinfühligkeit, Urteilsfähigkeit, sowie soziale Tugenden: Wahrhaftigkeit, Treue, Vertrauen, Mitgefühl, Dankbarkeit und Verantwortlichkeit hinzu.

Die Grundthese lautet hier, das die Tugenden (z. B. Gerechtigkeit) Glück zur Folge haben wie auch das Glück Tugend (Gerechtigkeit) nach sich zieht. Kurz: Wer sich tugendhaft verhält, ist glücklich – und wer glücklich ist, dem fällt es leichter, tugendhaft zu sein. Diese Theorie kann

mit folgenden Argumenten gestützt werden: 1. Wer sich tugendhaft verhält, erfährt Glück in der Anerkennung durch die Mitmenschen. 2. Wer sich tugendhaft verhält, erfährt Glück in der Anerkennung durch sich selbst. 3. Wer sich tugendhaft verhält, erfährt Glück in der Abwesenheit von Sanktionen: durch die Mitmenschen und durch sich selbst. 4. Wer sich tugendhaft verhält, erfährt Glück im Vertrauen in eine gute, von allen geteilte Ordnung.

Aber auch die Tugendwächter ahnen spätestens seit Hiob, dass es einen unmittelbaren Zusammenhang von Glück und Moral wohl nicht gibt. Denn der Tugendhafte ist oftmals der Unglücklichere. Daher gibt es die Verfechter der These, die behaupten, es sei besser, unglücklich und gerecht zu sein, denn glücklich und ungerecht. Tugend ist mithin weder alleinige Bedingung des Glücks noch Glück allein hinreichendes Kriterium der Tugend. Und merkwürdig bleibt zudem der Sachverhalt, dass die Tugendhaftesten das Problem haben, sich selbst für das kleinste moralische Vergehen strengstens abzustrafen. Umgekehrt erscheint der moralisch Abgestumpfte als ein echter Glückspilz, denn das Fehlen von schmerzenden Gewissensbissen bessert die Glücksbilanz bei weitem zusätzlich auf.

Glück als Lebensbilanz, als Lebensglück, als Zufriedenheit

Die vierte Glücksform hebt nicht auf den Zufall, den Augenblick, oder auf bestimmte Kompetenzen, sondern auf das ganze Leben ab. Hier lassen sich drei Formen unterscheiden: der Utilitarismus, das selbstbestimmte, bejahenswerte Leben und das vollkommen gelingende Leben.

Der Utilitarismus:

Jeremy Bentham erläutert den zentralen Begriff des Nutzens im ersten Kapitel seiner *Introduction to the Principles of Morals and Legislation* (1789) folgendermaßen:

> Unter dem Prinzip der Nützlichkeit ist jenes Prinzip zu verstehen, das schlechthin jede Handlung in dem Maße billigt oder missbilligt, wie ihr die Tendenz innezuwohnen scheint, das Glück der

> Gruppe, deren Interesse in Frage steht, zu vermehren oder zu vermindern, oder – das gleiche mit anderen Worten gesagt – dieses Glück zu befördern oder zu verhindern. […] Unter ›Nützlichkeit‹ ist jene Eigenschaft an einem Objekt zu verstehen, durch die es dazu neigt, Gewinn, Vorteil, Freude, Gutes oder Glück hervorzubringen (Bentham, 1975, S. 35f.).

Als Kriterien bei der Kalkulation des Gesamtnutzens einer Handlung führt Bentham ursprünglich u. a. die Dauer, Intensität und Wahrscheinlichkeit eines Glücks oder Unglücks auf.

Für Bentham war die Quantität des Glücks allein entscheidend, was er durch die drastische Formulierung »Kegeln ist genau so gut wie Dichtung« (*pushpin is as good as poetry*) ausdrückte. Dagegen vertrat sein Schüler John Stuart Mill in seinem Buch *Utilitarianism* die These, dass kulturelle, intellektuelle und spirituelle Befriedigung auch einen qualitativen Wert besitze, im Vergleich zu körperlicher Befriedigung. »Es ist besser, ein unzufriedener Mensch zu sein als ein zufriedenes Schwein; besser ein unzufriedener Sokrates als ein zufriedener Narr. Und wenn der Narr oder das Schwein anderer Ansicht sind, dann deshalb, weil sie nur die eine Seite der Angelegenheit kennen« (Mill, 1985, S. 18). Begründet wird der Utilitarismus durch den psychologischen Hedonismus. Dieser besagt, dass jeder Mensch nur sein *eigenes* Glück anstrebt. Der Utilitarismus verlangt nun aber von den Individuen, dass sie das Glück *aller* Menschen anstreben. Kann man das den Menschen zumuten?

Das selbstbestimmte Leben:

John Rawls schreibt in seiner *Theory of Justice*:

> Mit gewissen Einschränkungen […] kann man einen Menschen als glücklich ansehen, wenn er in der (mehr oder weniger) erfolgreichen Ausführung eines vernünftigen Lebensplanes begriffen ist, den er unter (mehr oder weniger) günstigen Bedingungen aufgestellt hat, und wenn er sich einigermaßen sicher sein kann, dass er sich ausführen lässt. Jemand ist glücklich, wenn seine Pläne vorankommen, wenn seine wichtigsten Ziele sich erfüllen, und wenn er

> sicher ist, dass dieser gute Zustand fortdauern wird. Da sich die vernünftigen Pläne bei den einzelnen Menschen je nach ihren Begabungen, Verhältnissen u. ä. unterscheiden, werden verschiedene Menschen durch verschiedene Tätigkeiten glücklich (Rawls, 1991, S. 447).

Das glückliche und schöne Leben ist in der Moderne das bejahenswerte Leben. Ein *glückliches* Leben lässt sich als ein solches verstehen, in dem sich die wichtigsten Wünsche selbst bestimmen und erfüllen lassen (vgl. Seel, 1995). Das zentrale Ziel ist die Selbstbestimmungsfähigkeit und die damit zusammenhängende Lebensbejahung, die durch das Erreichen einer gewissen Anzahl von Zielen zu einer positiven Glücksbilanz führt. Wir können dieses Leben bejahen, weil wir es – mit gewissen Einschränkungen – so wünschen und wollen können. Denn die wichtigsten Lebensziele haben sich erfüllt. Doch – können wir das immer behaupten?

Das vollkommene (heile) Leben:
In der Idee des glücklichen gelingenden Lebens kommen also aus philosophischer Perspektive alle genannten Phänomene zusammen: Menschen streben nach einem dauerhaften Glück und damit nach Vollständigkeit und umfassender Erfüllung; ein glückliches Leben verdankt sich sowohl den eigenen Anstrengungen und Tugenden wie auch dem, was einem – durch ein günstiges Schicksal – zufällt; im Glück des gelingenden Lebens ist ein Überschuss vorhanden, denn der Mensch bekommt immer mehr geschenkt, als er eigentlich gewünscht hatte – und das erfährt er gerade in den Momenten gelingenden Lebens; und schließlich ist das Glück nicht nur Resultat, sondern vor allem *Voraussetzung* eines gelingenden Lebens: Weil der Mensch glaubt, dass sein Leben vom Glück getragen wird, hat er den Mut und das Vertrauen, sein Leben zum Gelingen zu bringen. Hier bekommt dann die Rede vom glücklichen, ja vom seligen Leben ihren Sinn. Dieses Leben erscheint fast zu glücklich, um real zu sein.

Menschliches Glück als befristetes Glück

Kann der Mensch in der Zeit glücklich werden? Dagegen spricht, dass Glück auf Dauer nicht glücklich macht. In der Gewöhnung an das Glück als Zufall, Lust etc. verblasst dieses zur Normalität des gelebten Lebens. Und zudem scheint es Glück nur in der Vergangenheit oder der Zukunft zu geben. Der Mensch kann sein Glück nur nachträglich oder hoffend genießen, denn der rechte Augenblick verweilt nie und ist immer schon vorbei oder aber noch nicht eingetreten.

Anthropologisch betrachtet erscheint die Zeit als großer Gegenspieler des Menschen. Denn Menschen scheinen unter der Zeit zu leiden. Und umgekehrt: Die Zeit scheint über die Menschen zu herrschen, denn sie liefert die Dinge dem Nichtsein aus. Schon in der Antike finden wir Reflexionen über Kronos, der nicht nur seine Kinder verspeiste, sondern auch für die unerbittliche Bewegung und Veränderung stand, die kein Festhalten und kein Glück ermöglichten. So verwendet Homer ebenso wie der spätere griechische Sprachgebrauch den Begriff Mensch fast synonym mit dem Begriff des Sterblichen; der Mensch ist ein Tagwesen, ein *ephemeros*. Fast müßig zu erwähnen, aber der Mensch ist dasjenige Lebewesen, das weiß, dass es stirbt, was zunächst zweierlei meint: Der Mensch weiß, dass er sterben *kann*, dass Sterblichkeit als eine stets präsente Möglichkeit sein Dasein begleitet, dass das Leben mithin seine Negation in sich selbst trägt; und zum zweiten weiß er, dass er sterben *muss*, dass er dem Tod nicht entrinnen kann, dass es einen Zeitpunkt in der Zukunft gibt, in der die jetzige Form des Lebens in eine andere Form, die des Todes übergeht. Kann man sich für glücklich halten, wenn das Leben noch andauert? Könnte es nicht sein, dass das Leben zu guter Letzt noch einen ganz anderen Sinn – einen glücklicheren oder unglücklicheren – bekommt? Kann man also das Glück eines Menschen erst nach seinem Tode beurteilen? (vgl. Montaigne, 1989)

Glück lässt sich nur gegen die Zeit festhalten. Wenn das Glück gegenwärtig ist, ist es nicht ewig; und wenn das Glück ewig erscheint, ist es nicht präsent. Das Andere der Zeit ist traditionell die Ewigkeit. Glück stellt sich ein in der Flucht aus der Zeit in die Ewigkeit, auf dem Weg zu

einer anderen Zeit oder zum Gegenmodell der Zeit. Die Modelle vollkommenen Glücks sind Modelle der Befreiung von Zeit. In der ästhetischen Erfahrung, der Muße oder dem Spiel sind solche Momente der Befreiung von Zeit möglich. Im »Verweile doch, du bist so schön!« Goethes, in der »Lust, die Ewigkeit will« Nietzsches, im ›Nunc stans‹ der Mystiker, in der antik-christlichen Idee der Seligkeit, im Eros Platons und Freuds, der nach Unsterblichkeit strebt, und in der Aristotelischen *theoria* zeigen sich nicht-temporale Glücksmodelle, die den alltäglichen (Zeit-) Lauf der Dinge hinter sich lassen (vgl. Zirfas, 1993).

Da diesen Modellen neben metaphysischen Voraussetzungen, zeitliche Limitierungen und kaum praktizierbare Handlungsmuster eignen, haben z. B. die antiken wie auch die modernen Philosophen das Verweilen in der Gegenwart als Glück der Muße verstanden (vgl. Han, 2009). Die größten Pessimisten des Glücks weisen allerdings darauf hin, dass man es im strengen Sinne auch in der Gegenwart nicht erleben könne. Denn im Augenblick des Glücklichseins, der subjektiven Erfahrung von Lustempfindung, des Erfülltseins von Freude in einer gehobenen Stimmung – gesetzt den Fall: dies wäre Glück – sind wir, streng genommen, eben nicht glücklich, denn wir wissen nicht um unser Glück, wir können es nicht erleben. Wir sind blind für unser Glück, indem wir glücklich sind. Nicht selten findet man daher in der Literatur den Umkehrschluss: Glücklich sein kann nur der, der nichts von seinem Glücke weiß. Indem der Mensch über sein Glück nachdenkt, ist er schon nicht mehr das, was er eigentlich sein will, nämlich glücklich; in der Reflexion über das Glück verflüchtigt sich das Gesuchte. Hat also alles seine Zeit, nur nicht das Glück? Ist Glück die Erlösung von der Zeit? (vgl. Zirfas, 2003)

Menschliches Glück ist immer Glück im Unglück

Aus Sicht der Philosophie verweisen die Reflexionen darauf, dass selbst ein tugendhaftes Leben kein Glück garantiert und somit menschliches Glück immer Glück *im* Unglück, immer leidgeprüft ist (vgl. Marquard, 1995). Der Mensch kann nicht durchgängig glücklich sein. So weiß man, dass sich zwar das reale Volkseinkommen seit den 1950er Jahren des

letzten Jahrhunderts vervierfacht hat, dennoch halten sich die Menschen heute nicht für glücklicher als damals. – Im Gegenteil: In den Gesellschaften, in denen der *pursuit of happiness* eingeführt wurde, entwickelt sich die Depression zur massenhaften Volkskrankheit. (Verheiratete sind glücklicher als Geschiedene und Religiöse glücklicher als spirituell weniger Interessierte.) Die Menge des erfahrenen Glücks scheint einigermaßen stabil zu bleiben, weil auch größeres Glück – ähnlich wie helles Licht – alles andere viel unglücklicher aussehen lässt. Die sogenannte hedonistische Anpassung lässt Menschen immer höhere Ansprüche stellen, die sie wiederum unglücklicher werden lassen. Dieser Sachverhalt lässt sich umgekehrt dahin wenden, dass man behauptet: Das (eigene) Glück ist immer das Unglück der anderen.

Glück ist immer nur Glück als Kontrast von Unglück. Und die großen Philosophen des Unglücks – Seneca, Schopenhauer, Freud, Camus, Sartre – verweisen gerne auf den anthropologischen Sachverhalt, dass das Glücklichsein immer irgendwie auch Unglücklichsein mit sich bringt, und dass Unglücklichsein immer mit menschlichem Leben verbunden ist. Glück ist dann nicht mehr Glück im Unglück, sondern nur eine andere Form des Unglücks. Unglück ist wesentlicher: Glück ist dann Un-Unglück. Zum einen deshalb, weil sich eine Melancholie der Erfüllung einstellt: *Endlich geschafft, war das schon alles?*, zum anderen deshalb, weil sich im Augenblick des Glücksgenusses schon wieder ein neues Ziel zeigt, das die schöne Gemütslage empfindlich trüben kann: *Endlich geschafft, was gibt es noch?* Und sodann, weil man prinzipiell das ganze Leben unter Sinnlosigkeitsverdacht stellen kann: *Endlich geschafft, warum eigentlich?* Der Mensch pendelt zwischen Langeweile und Unbefriedigtsein hin und her (vgl. Schopenhauer, 1977, § 58, S. 399ff.) und nicht nur gelegentlich wird die Frage virulent, ob sich dieses Leben überhaupt lohnt.

Wesentlich positiver, wenn auch nicht restlos positiv, lässt sich die Kontrasttheorie des Glücks daran verdeutlichen, dass es auch in einem als gescheitert empfundenen Leben Glück *trotz* Unglück geben kann, denn die meisten Menschen werden wohl ihr Leben nicht als vollkommen hoffnungslos betrachten. Wahrscheinlich gibt es kein stärkeres Zeugnis dieses trotzigen Glücks als den Hinweis darauf, dass selbst an einem der

abgründigsten Orte der menschlichen Existenz, dem Konzentrationslager der Nationalsozialisten, Glück aufscheinen kann. So schreibt Imre Kertész:

> Alle fragten mich immer nur nach Übeln, den ›Greueln‹: obgleich für mich vielleicht gerade diese Erfahrung die denkwürdigste ist. Ja, davon, vom Glück der Konzentrationslager, müsste ich ihnen erzählen, das nächste Mal, wenn sie mich fragen (2005, S. 287).

Ich habe zwar nicht bei Kertész, dafür aber bei Jorge Semprun in seinem Buch *Was für ein schöner Sonntag!*, in der er einen Wintersonntag im Konzentrationslager Buchenwald, wenige Monate vor Kriegsende schildert, eine solche Beschreibung des Glücks gefunden:

> Da erblickte er zu seiner Linken, in dieser verschneiten Ewigkeit, den Baum. […] Er erinnerte sich an keinen anderen Baum. Es gab keinerlei Nostalgie in seiner Neugier. Einmal keine Erinnerung aus der Kindheit, die in einer Blutwallung aufsteigt. Er versuchte nicht, etwas Unerreichbares, einen Eindruck von früher wieder zu finden. Kein einstiges Glück, das dieses hier nährte. Einfach die Schönheit des Baumes, dessen vermuteter, wahrscheinlicher Name überhaupt nichts besagte. Sicherlich eine Buche. Könnte genauso gut eine Eiche, eine Sykomore, eine Trauerweide, eine Birke, eine Esche, eine Zitterpappel, eine Zeder, eine Tamariske sein. – Schnee und Tamariske ergaben freilich keinen Sinn. Er sagte irgendetwas. Einfach hingerissen von seiner Fröhlichkeit. Ein Baum, das ist alles, in seiner unmittelbaren Pracht, in der durchsichtigen Unbeweglichkeit der Gegenwart (Semprun, 1980, S. 10).

Die Praxis des Glücks

Fassen wir die bisherigen Ergebnisse zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Glück macht nicht glücklich, weil 1. Menschen nicht nur glücklich sein wollen; 2. Menschen nur ein Bild von Glück haben können, 3. Menschen das Glück dem Vergleich aussetzen; 4. Menschen in der Zeit nicht glücklich werden können und 5. Menschen ihr Glück im Unglück erleben

müssen. Vielleicht hatte Sigmund Freud ja mehr Recht als er glaubte, wenn er etwas sarkastisch als das Ergebnis einer gelungenen Psychoanalyse bezeichnete »Hysterisches Elend in gemeines Unglück (zu) verwandeln« (Freud & Breuer, 1987, S. 246). Bildet diese psychoanalytische Erkenntnis auch die praktische Quintessenz einer Anthropologie des Glücks?

Neben der Frage, was Glück sei, ist die andere, die Definition begleitende Frage in der Geschichte der Anthropologie, die nach den Möglichkeiten glücklich zu sein, nach der Praxis des Glücks. Diesbezüglich gab und gibt es eine Fülle von Vorschlägen und Techniken, die von Askese und Disziplinierung, (vorsichtigen) Formen der Lustbefriedigung über Meditation und Gebet bis hin zur Liebe, Kunst und Arbeit reichen. Für die Moderne gilt, wie oben vermerkt, analog auch eine Individualisierung und Pluralisierung der Wege zum Glück, da die Subjekte mehr oder weniger selbst darüber entscheiden, wie und auf welchen Wegen sie sich glücklich fühlen wollen und können. Aus Sicht der Historischen Anthropologie können und sollen vor dem modernen Hintergrund daher nur einige vorsichtige Vorschläge zu einer Praxis des Glücks erfolgen. Dabei orientieren sich die Vorschläge an den bisherigen anthropologischen Theorien des Glücks.

1. Vor dem Hintergrund eines nicht allumfassenden Strebens nach Glück lässt sich als eine praktische Empfehlung festhalten, dass Glück nur mittelbar als Ziel menschlichen Lebens zu sehen. Denn wenn es eine über die Jahrhunderte des vor allem philosophischen und theologischen Nachdenkens über das Glück andauernde Gewissheit gibt, dann die, dass das Glück nicht in der *intentio recta*, sondern nur in der *intentio obliqua* sinnvollerweise in den Blick genommen werden kann. Glück lässt sich nur auf Umwegen, sozusagen als Nebeneffekt einer Praxis erreichen. Es ist nicht das Glück, das beglückt, sondern eine bestimmte, dem jeweiligen Menschen bedeutsame Praxis. Allerdings gibt es keine Kausalität des Glücks, in dem Sinne, dass eine bestimmte Praxis immer zu dem gewünschten, glücklichen Ergebnis führt. Eine Praxis des Glücks zielt demgemäß nicht auf das Glück, sondern auf die Bedingungen der Möglichkeit, glücklich zu sein, d. h. auf die Glücksfähigkeit. Sie zielt auf die Selbstbildung des Glücks durch die Vermittlung von intellektuellen, schöpferi-

schen, sozialen und lebenspraktischen Fähigkeiten sowie von Fähigkeiten zur Lebensgestaltung.

2. Glück, so lässt sich die These der Bildhaftigkeit des Glücks in eine moderne Terminologie übersetzen, ist eine Konstruktion. Ob es das wahre Glück gibt, können Menschen nicht mit absoluter Sicherheit wissen. Daher besteht der vielleicht wichtigste Hinweis dieser Perspektive darin, allen eindeutigen Glücksratgebern zu misstrauen. Denn die Konstruktivität des Glücks rät zur Vorsicht. Dass heißt vor allem die Wahrnehmungs-, die Urteils-, und die Realisierungsformen des Glücks zu differenzieren und zu pluralisieren. Kein bestimmtes Glücksbild kann als das wahre und absolut richtige gelten. Denn dem Bilder-Glück eignet eine permanente Möglichkeit der Reflexion, die die Wahrscheinlichkeit der physischen und psychischen Bedürfnisbefriedigungen wie die Möglichkeiten der Verwirklichung seiner selbst – ggf. mit anderen Menschen zusammen – zu erhöhen sucht.

3. Der Sachverhalt einer Pluralität des Glücks bedeutet zugleich die Absage an eine Eindeutigkeit des Glücks. Welche Formen des Lebens Glück bzw. Glücksfähigkeit gewährleisten können, bleibt offen. Betrachtet man das Glück unter formalen Gesichtspunkten (als Lustempfinden, Selbstbestimmungsfähigkeit, Tugendhaftigkeit etc.), die sich prinzipiell jedem Inhalt (Geld, Macht, Liebe etc.) öffnen, wird die fundamentale Dominanz einer einzigen Richtung verhindert. Der im Glück gewonnene Standpunkt nötigt die jeweilige Lebenspraxis zur Skepsis sich selbst und anderen gegenüber. Die Glückskonstruktion und der Glückspluralismus verpflichten zu einer skeptischen Lebenshaltung. Sie verpflichten vor allem zur Skepsis gegenüber einer totalen ›Glücksmachinerie‹, die das Glück unmöglich macht. Sie verpflichten aber auch zu einer Entscheidung, von welchem Glück man sein Leben abhängig machen möchte. Und *dass* man diese Entscheidung treffen kann, kann durchaus als eine wichtige Form des Glücks gelten. Damit man aber eine eudämonistische Entscheidung treffen kann, braucht es differente Glücksmodelle. Oder anders: Die praktische Voraussetzung für Glück in der Moderne bildet die Anerkennung von Differenzen.

4. Wie lässt sich ein glückliches Leben oder auch ein glücklicher Augenblick gegen die Zeit als Medium der Veränderung festhalten? Die Möglichkeiten eines erfüllten und glücklichen Lebens scheinen dort auf, wo menschliches Leben gegen die Herrschaft der Zeit als unaufhebbare Bewegung Möglichkeiten findet, sich gegen die vernichtende Kraft der Veränderung zu stemmen, etwa durch Zeitsouveränität, durch mimetisches Angleichen an die Prozesse der Zeit oder auch durch das Verweilen im Augenblick. An der Praxis und Haltung der Muße lässt sich insofern ein zeitlich begrenztes, aber glückliches Leben entwickeln. Mit einem Abstandnehmen von den Sorgen des Alltags (Zeitsouveränität), mit einem kontemplativen Versenken in die Gegenstände (Verweilen im Augenblick), mit einem interesselosen Wohlgefallen, das uns die Welt und uns selbst in neuem Licht erscheinen und nachvollziehen lässt (mimetisches Angleichen), erscheint die Muße vor allem als ein ästhetischer Zustand. Ihr geht es nicht um die Wahrheit, den Nutzen und das Gute, sondern um die spielerische Gelassenheit, das Glück und die Schönheit des Lebens. Man fühlt sich in der Muße geborgen, entspannt, gelöst, befreit von Betriebsamkeit und Hetze. Der ruhenden Gelassenheit der Muße eignet eine besondere Feierlichkeit, die sie in die Nähe des Festes, des Spiels und des Kultes rückt. Während Arbeit und Freizeit Zustände sind, in denen wir von der Zeit beherrscht werden, gelingt es der Muße, uns von der Zeit zu befreien. Auch im Spielen oder in Kunstbetrachtungen können wir – gelegentlich – solche Erfahrungen machen.

5. Wenn menschliches Glück immer Glück im Unglück ist, dann erscheint es müßig, von einem vollkommenen Glück als Ziel menschlichen Lebens auszugehen. Dieses kann dann nur eine regulative, keine konstitutive Bedingung menschlichen Glücks darstellen. Gerade das in der Moderne immer wieder propagierte Ideal, den Menschen glücklich zu machen, birgt für diesen immer auch den Umschlag in Gewalt und Zwang, und damit ins Unglück. Vielleicht wurde und wird nirgendwo mehr Unglück verursacht, als mit den Versuchen, Menschen glücklich zu machen. Allerdings kann man von einer anderen, nämlich einer negativen Relation ausgehen, d. h. wenn menschliche Institutionen und Praktiken mit einem Höchstmaß an Gewalt, Unfreiheit und Manipulation verbunden

sind, dann steht zu erwarten, dass Menschen mit größerer Wahrscheinlichkeit unzufrieden und unglücklich werden. Wenn menschliches Glück *immer* Glück im Unglück ist, ist Unglück konstitutiv für Glück. Insofern sollte man nicht nur einen *pursuit of happiness*, sondern auch einen *pursuit of unhappiness* fordern:

> »Kurzum«, so fragt der Vertreter der *Schönen neuen Welt*, Mustafa Mannesmann, den Vertreter der alten Welt, den Wilden: »Sie fordern das Recht auf Unglück.« »Gut denn«, erwiderte der Wilde trotzig, »ich fordere das Recht auf Unglück.« »Ganz zu schweigen von dem Recht auf Alter, Hässlichkeit und Impotenz, dem Recht auf Syphilis und Krebs, dem Recht auf Hunger und Läuse, dem Recht auf ständige Furcht vor dem nächsten Tag, dem Recht auf typhöses Fieber, dem Recht auf unsägliche Schmerzen aller Art?« Langes Schweigen. »All' diese Rechte fordere ich«, stieß der Wilde endlich hervor. Mustafa Mannesmann zuckte die Achseln und sagte: »Wohl bekommt's!« (Huxley, 1983, S. 208).

Literatur

Bellebaum, Alfred (Hrsg.). (2002). *Glücksforschung. Eine Bestandsaufnahme*. Konstanz: UVK.

Bien, Günther (Hrsg.). (1978). *Die Frage nach dem Glück*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.

Freud, Sigmund & Breuer, Josef (1987). *Studien über Hysterie*. Frankfurt am Main: Fischer.

Hentschel, Beate & Staupe, Gisela (Hrsg.). (2008). *Glück – Welches Glück*. München: Carl Hanser.

Körner, Jürgen (2008). Menschliches Glück. *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie, 17 (2)*, 59-66.

Bentham, Jeremy (1975). Eine Einführung in die Prinzipien der Moral und der Gesetzgebung. In ders., *Einführung in die utilitaristische Ethik. Klassische und zeitgenössische Texte* (S. 35-58). München: Francke.

Han, Byung-Chul (2009). *Duft der Zeit. Ein philosophischer Essay zur Kunst des Verweilens*. Bielefeld: transcript.

Huxley, Aldous (1983). *Schöne neue Welt*. Frankfurt am Main: Fischer.

Kertész, Imre (2005). *Roman eines Schicksalslosen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Mill, John Stuart (1985). *Der Utilitarismus*. Stuttgart: Reclam.

Montaigne (1989). Das menschliche Glück kann man nur nach dem Tode beurteilen. In ders., *Essais* (S. 50-51). Stuttgart: Reclam.

Epikur (1973). *Philosophie der Freude*. Zürich: Manesse.

Marquard, Odo (1995). *Glück im Unglück. Philosophische Überlegungen*. München: Fink.

Rawls, John (1991). *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Thomä, Dieter (2003). *Vom Glück in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schopenhauer, Arthur (1977). *Die Welt als Wille und Vorstellung I. Zweiter Teilband*. Zürich: Diogenes.

Schopenhauer, Arthur (1971). *Gespräche*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Friedrich Frommann.

Schulze, Gerhard (1999). *Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur*. Frankfurt am Main, New York: Campus.

Seel, Martin (1995). *Versuch über die Form des Glücks*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Semprun, Jorge (2004). *Was für ein schöner Sonntag!* München: Süddeutsche Zeitung.

Tatarkiewicz, Władysław (1984). *Über das Glück*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Zirfas, Jörg (1993). *Präsenz und Ewigkeit. Eine Anthropologie des Glücks*. Berlin: Reimer.

Zirfas, Jörg (2003). Zeit und Lebenskunst. *Journal für Psychologie, 11 (3)*, 272-287.

Zirfas, Jörg (2008). Gelingen & Scheitern. In Peter Bubmann & Bernhard Sill (Hrsg.), *Christliche Lebenskunst* (S. 231-238). Regensburg: Pustet.